

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1918

Heinrich Wöbcken [Mit Abb.]



Heinrich Wöbcken.



Heinrich Wöbcken

Wissenschaftlicher Hilfslehrer, Leutnant der Reserve und Kompagnieführer, E. R. I und II, F.-A.-R. I und II, geboren am 15. Januar 1886 zu Sillenstede, Sohn des † Pfarrers Karl Wöbcken, erlangte Ostern 1906 auf dem Gymnasium zu Emden das Zeugnis der Reife und studierte in Göttingen, Lausanne und Halle Geschichte, Deutsch und Französisch. In Halle gehörte er dem akademischen Turnverein Gothia an. Hier bestand er am 29. Juli 1911 die Oberlehrerprüfung. Nachdem er am Gymnasium zu Oldenburg das Seminarjahr abgeleistet hatte, trat er, zugleich um das Probejahr zu beginnen, Ostern 1913 als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule daselbst in den städtischen Dienst; die Anstellung als Oberlehrer wurde ihm während des Krieges in Aussicht gestellt. Rasch erwarb er sich die Wertschätzung und Freundschaft seiner Kollegen und die Liebe und Anhänglichkeit der ihm anvertrauten Schuljugend. Dem Strom der Begeisterung, die unser Volk beim Ausbruch des Krieges ergriff, gab er sich freudig und bewußt hin, und er trat sogleich als Kriegsfreiwilliger beim Feldartillerie-Regiment Nr. 62 ein. Im Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 20 lag er vor Reims und nahm teil an der Winterschlacht in der Champagne und an den Kämpfen um Vouquois in den Argonnen. Das Aussharren und die Leiden der Infanterie erfüllten ihn mit höchster Bewunderung und erweckten in ihm den Wunsch, zu dieser Truppe überzutreten. Als bald darauf die Aufforderung dazu an die Kriegsfreiwilligen bei der Artillerie erging, trat er als erster vor und wurde nun in das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 91 versetzt. Am 14. Juni 1915 mußte er aus fünf Wunden blutend das Kampffeld bei La Bassée verlassen. Aber sobald er seine Bewegungsfreiheit wieder erlangt hatte, nahm er noch vor seiner Entlassung aus dem Lazarett seine Berufsarbeit an der Oberrealschule zu Oldenburg wieder auf. Nach Heilung der Wunden wurde er wegen Lähmung des linken Arms aus dem Heeresverband entlassen, aber seine Gedanken waren beständig bei den Waffenbrüdern im Felde. Durch unablässige Übung brachte er es dahin, daß sein Arm wieder einigermaßen gebrauchsfähig wurde, und er rückte zum zweiten Male als Kriegsfreiwilliger ins Feld, um wieder seine Person und all sein Können bis zum äußersten einzusetzen. Die Sommerschlacht durchlebte er in dem ruhmvoll verteidigten Commiécourt. Anfang 1917 nahm er an einem Offizierskursus teil. Als Bizefeldwebel kehrte er zu seinem alten Regiment zurück, wurde zum Leutnant befördert, kämpfte bei Langemarck und Paschendaele und wurde hier zum zweiten Male verwundet, ein Granatsplitter hatte ihm eine Hand durchbohrt. Da er außer von seinen Wunden von La Bassée noch Denkzeichen von Säbelmensuren auf Brust, Kopf und Arm von der Universität her trug, so fragte ihn jemand in diesen Tagen, ob noch eine Stelle an seinem

Körper nicht mit Narben geziert sei. „O doch,“ entgegnete er, „der Rücken, aber da gehören sie auch nicht hin.“ Diesmal nahm die Heilung nur kurze Zeit in Anspruch, dann war er wieder bei seinen Leuten, ein allzeit fröhlicher Kamerad und gerechter, fürsorglicher Vorgesetzter. Nach der Märzoffensive 1918 bekam er das Eiserne Kreuz I und wurde Kompagnieführer. Am 21. August erlitt sein Regiment starke Verluste. Er lag mit seiner Kompagnie in der 4. Linie, doch bei dem überraschenden Angriff, der das Regiment vor allem in der rechten Flanke traf, gelang es ihm nur, mit einem sehr geringen Teil seiner Kompagnie in die nächste Aufnahmestelle zurückzukommen. Er war wohlgenut wie immer und scherzte, am meisten freute ihn, daß er seine Zigarren, eine halbe Kiste, gerettet habe. Die Reste des 3. Bataillons führte er am 22. August abends 10 Uhr aus dem Lager Bihucourt wieder in die obenerwähnte Aufnahmestelle zur Verstärkung nach dem Bahndamm von Archiet le Grand durch schweres Feuer vorwärts und besetzte ihn am 23. August frühmorgens. Bis 11 Uhr vormittags hielt er sich mit seiner tapferen Besatzung, die nur noch aus 30 Mann vom ganzen 3. Bataillon bestand. Dann setzte ein furchtbares Trommelfeuer ein, und kurz darauf griffen die Engländer mit ganz frischen Kräften an, 1130 hatten sie den rechten Flügel des Bahndamms genommen. Unsere Leute blieben mit geringen Ausnahmen, wo sie waren, ohne zu weichen. Ihr heldenmütiger Führer wurde zuletzt tapfer kämpfend gesehen, seine ganze Kompagnie war verwundet, gefallen oder vermißt. Durch Gefangenenausagen erfuhren die Angehörigen, daß er durch einen Granatsplitter in den Rücken getroffen und augenblicklich den Heldentod gefunden hat.

An den Lehrkörper der Oberrealschule zu Oldenburg richtete Oberbürgermeister Tappenbeck am 10. November 1918 ein Schreiben, worin sich folgende Worte finden: „Die Kunde von dem Heimgange unseres Heinrich Wöbcken hat mich tief erschüttert. Am 23. August ist er gefallen, ein Offizier von unvergleichlichem Heldentum, ein leuchtendes Vorbild in Vaterlandsliebe und Pflichttreue. . . . Die Oberrealschule erleidet in diesem neuen und hoffentlich letzten Kriegsoffer einen schweren, kaum ersetzbaren Verlust. Der Gefallene, nach dem großen Erleben im Kriege noch vertieft und geläutert, hatte sich schon im Frieden als tüchtige und gesunde Persönlichkeit von hohem Pflichtgefühl bewährt, von seiner Erziehungsarbeit an der Jugend war das Beste zu hoffen. Was die dunkle Zukunft unserem so schwer heimgesuchten deutschen Vaterlande auch bringen möge, wir wollen nie aufhören, unsere Kriegshelden zu ehren und ihrer mit heißem Danke zu gedenken!“

Feldpostbriefe.

Oldenburg, 15. 10. 1914.

Endlich ins Feld! Wir warten mit gepacktem Tornister auf den Befehl zum Abmarsch. Heute oder morgen geht es ins sonnige Frankreich; nichtsdestoweniger habe ich mir einige solide Unterhosen eingepackt.



Vor Reims, 26. 11. 1914.

Hier wird nicht gewimmert über Strapazen und Gefahren. Man freut sich seines Lebens, wenn es einem gut geht, und man freut sich noch mehr, wenn man es vorher schwer gehabt hat. Für meine Person kann ich sagen, daß ich noch nie so glücklich gewesen bin wie jetzt, wo ich mein Volk in siegreichem Aufstiege weiß und selbst, was an mir liegt, daran mithelfen kann. Wer da mitten in Lebensfreude und Wagemut ohne Siechtum und Krankenlager abgerufen wird, den braucht man nicht zu bedauern und zu beweinen. Mir fällt ein, was Henkel¹⁾ sagte: „Nie habe ich Mannesgesichter so schön und vergeistigt gesehen wie in der Stunde der Gefahr.“

Vor Reims, 10. 12. 1914.

Meine Kameraden an der Kanone sind: Bogt, Maler aus Dikumer Verlaat, unser bester Koch — Spezialität: Erbsensuppe und Brotsuppe mit Speck —, Zimmermeister Held aus Osnabrück und Forstarbeiter Sanders aus Bentheim, trefflich bewährt im Bau von Unterständen, Rotholt, Student der Musik, leitet den Gesangverein im Kasino. Dann meine Wenigkeit; ich kann eigentlich garnichts Besonderes, als hie und da den Dolmetscher spielen. — Von allen Geschützbedienungen harmoniert meine am besten. Ich habe nie gehört, daß an meiner Kanone unfreundliche Worte fielen.

Vor Reims, 1. Weihnachtstag 1914.

Das war mal ein Weihnachten! Es war klares, sternhelles Frostwetter. Nachdem wir Säcke voll Post mühsam herbeigeschleift hatten, wurde in unserer Höhle ein Bäumchen angezündet, die Offiziere besuchten uns, und dann haben wir Weihnachten gefeiert, so schön und traulich, wie man es nicht besser feiern kann. Ich mußte immer an den Vers im Daheim denken, dessen Bilder unser Heim schmücken:

Es klirrt die Welt von Stahl und Eisen,
Die Erde trinkt in Blut sich satt.
Und dennoch steht der Stern der Weisen
Hoch über Bethlehem der Stadt.

Aber auf dem Posten waren wir auch. Die Geschosse lagen bereit. Die Stellschlüssel umgehängt gingen die Kanoniere zu Bett — in das große Bett für das ganze Geschütz. Ein Mann immer auf Wache. Wer vom 2. Geschütz in die Heimat kommt, wird zeitlebens an diesen Weihnachtsabend denken.

Vor Reims, 30. 1. 1915.

Unser alter, prächtiger Unterstand! Mit Gesang gingen wir zu Bett und mit Gesang wurde Kaffee gekocht. Allmählich wird es aber langweilig, immer an derselben Stelle zu liegen. Deshalb ist in einer der nächsten Nächte Stellungswechsel.

¹⁾ Sein früherer Lehrer am Gymnasium zu Jever und Teilnehmer am Burenkrieg.

Dann heißt es: Kanoniere, aufgefressen; und wir können, sobald wir außer Schußweite sind, singen: „Wir lassen uns fahren Im sechsspännigen Wagen.“ Wohin, darüber kann man nur Vermutungen aufstellen.

Feldlazarett, 1. 7. 1915.

Wir waren in vorgeschobener Stellung und bekamen drei Tage lang 150 bis 300 Schuß. Am 4. Tage setzte ein Feuer vom Feldgeschütz bis zum 28 und 34 cm ein. Wir zählten die erste halbe Stunde 250 Schuß, dann hatten wir schwere Verluste und vergaßen das Zählen. Das ging von 11 Uhr morgens bis 8 $\frac{1}{2}$ Uhr abends mit $\frac{1}{2}$ Stunde Teepause um 3 Uhr. Dann wurde es ruhig. Bei Dunkelheit setzte wieder das Feuer ein, die ganze Nacht. Ich hatte mit meiner Gruppe die Sappe rechts vom Brückenkopf besetzt. Es gelang mir, trotz des Feuers die halb zugeschüttete Sappe wieder in Stand zu setzen. Am 14. bei Tageshelle begannen wieder die schweren Geschütze, daß die Sandsäcke haushoch in die Luft sausten. Gegen Abend steigerte sich das Feuer zum Orkan, dann flaute es ab. Wir erwarteten den Angriff. Unser Drahtverhau war wie weggrasiert. Die Handgranaten lagen zum Empfang bereit, aber der Engländer wagte sich noch nicht vor. Das Artilleriefeuer begann wieder. Da traf mich ein flankierendes Schrapnell. Ich spüre einen heißen Schmerz im linken Unterarm. Das Blut sprudelt heraus. Gleichzeitig sehe ich meine Hose auf beiden Beinen vom Knie bis zu den Hüften aufgerissen. Ich eile zum Sanitäter, der im ersten Quergraben war. Unterwegs traf mich ein zweites Schrapnell. Da wollte ich mich nicht weiter hegen lassen und setzte mich an eine Brustwehr, um in Ruhe zu sterben. Aber Gott hat mich gerettet. Wie der Arzt mir nachher sagte, verstopfte Blutgerinself die Schlagader. Dann kam der Sergeant Stölk und legte mir den ersten Verband an. Als der Sanitäter kam, schickte ich ihn weg zum Brückenkopf, wo, wie ich hörte, einem der Arm abgerissen war. Als es dunkel wurde, ging ein Verwundeter, dem, wie mir, der Arm gebrochen war, mit einem Begleiter zum Verbandplatz. Ich schloß mich ihnen an und humpelte hinterher. Der Engländer streute das ganze Gelände ab. So oder so, wir mußten durch. In einem zerschossenen Laufgraben wurden wir alle drei von einem Schrapnell am Kopf verwundet. Dabei zeigte sich mein Kopf viel härter als meine Feldflasche. Meine Feldflasche wurde zwei Tage vorher durch und durch geschossen, aber als man mir am Verbandplatz die Mütze abnahm, fielen drei bis vier Schrapnellkugeln heraus, und ich hatte nur ein Loch im Kopf.

31. 7. 1916.

Ich habe eine Knarre, 90 Patronen, ein halbes Brot, zwei Würste, ein großes Stück Speck und frohen Mut, nun kanns losgehen. Es wird auch Zeit, daß ich wieder hinkomme. — Nun leb wohl, Mutter! Es geht um die Entscheidung, ob alles, was an Opfermut und Hingabe geleistet worden ist, noch in zwölfter Stunde genommen werden soll, oder um den Sieg. Was auch die Welt an Schrecken



erfinden mag, was an mir liegt, sollen sie nicht durch. Ich gehe frohgemut wie vor zwei Jahren. Grüße sie alle und sei herzlich begrüßt von Deinem tapfern Landsoldaten.

An der Somme, Oktober 1916.

Jetzt vor zwei Jahren rückte ich aus. Ein gewaltiger Unterschied zwischen damals und heute. Damals fühlten wir uns sicher, wenn wir Bretter und ein bis zwei Meter Erde über uns hatten, jetzt sitzen wir in tiefen Stollen, mit Grubenholz abgesteift. Alle haben mindestens zwei Ausgänge, die neuen, nach der Offensive gebauten, fünf und sechs. Auf über 30 Stufen steigt man in die Tiefe. — Das Artilleriefeuer dröhnt fast ununterbrochen. Bei Nacht ist der ganze Horizont ein zuckendes Flammenmeer. In derselben Weise, wie wir hier Zeit gewinnen, verstärkt sich unsere Stellung und unsere Artillerie, während die Angriffslust des Gegners erlahmt. Wer mal da war, hat keine Lust, zum zweitenmal zu stürmen, und außerdem nutzen die Geschütze ab. Die sich überschlagenden und dann unwirksamen Granaten werden immer häufiger. Man kann ja, wenn man Pech hat, sich den Finger in der Nase abbrechen, aber sonst können wir mit Ruhe in die Zukunft sehen.

Flandern, 3. 8. 1917.

Die letzten Tage waren Eisen, Gas, Stahl, Regen, Sumpf, Schlamm, Dreck, Hunger, Durst, Schlamm und wieder Schlamm mit Eisen vermischt. Es geht mir aber gut.

Flandern, 11. 8. 1917.

Nach langem, langem Warten, aufreibenden Märschen und unter freiem Himmel wachend zugebrachten Nächten die große Schlacht! Was ich an Bildern der Zerstörung auf dem Anmarsch gesehen habe, ist wohl das Furchtbarste, was je ein menschliches Auge gesehen hat. Die schweren und schwersten Geschütze griffen in die Straßen und warfen mit Riesenfäusten Eisen und Pflastersteine um sich. Tote, Verwundete, Pferdekadaver, zerschossene Wagen, Staub, Qualm — aber weiter, weiter, wir müssen durch. Dann langes Warten in Bereitschaft, bald gute, bald beunruhigende Gerüchte und endlich die Gewißheit, das Regiment greift an. Angriffsziel: der Steenbach. Im Dunkel der Nacht über Wasser und Pfützen, über den von Granaten zerpflogten Ehrenfriedhof der Jungregimenter von 1914 bei Langemark. Der Boden zittert unter dem Stoß einschlagender Blindgänger. Das Angriffsziel ist erreicht, dann zwei Tage in Granattrichtern. Der Regen strömt unaufhörlich. So etwa müssen die Menschen bei der Sündflut gefühlt haben. Die Trichter füllen sich mit Wasser. Nirgend ein Halt, wo man den vom Stahlhelm müden Kopf gegenlehnen könnte. Endlich die Ablösung. Wir kommen in die zweite Linie, in leidliche Unterstände. In der Nacht darauf (vom 2. auf 3. August) bekomme ich Befehl, die 5. Kompanie, die vorne liegt, zu übernehmen, weil alle Offiziere verwundet sind. Um Mitternacht komme ich an. Drei Stunden

später werde ich abgelöst, dann geht es in ein befestigtes Lager, einige Kilometer rückwärts. In der Nacht soll das Regiment zurückgezogen werden. Ich habe den Ablösungsbefehl schon in der Hand, da kommt durchs Telephon Befehl vom Regiment, sofort die eine Stellung vorne zu besetzen. Die Kompagnie hat noch nicht gegessen. Die Küchen sind da, aber was hilfts! In einer halben Stunde bin ich am Platze und fülle die Lücke, die vorzeitige Mutlosigkeit anderer Truppen gebildet hatte. Ich melde: „Bitte um Ablösung, bin ohne jede Verpflegung.“ Die Ablösung soll bald kommen, kommt aber nicht. Einen Becher Kaffee für den Mann und etwas Brot schaffe ich noch im Morgennebel heran. Damit den ganzen Tag im schwersten Feuer! Nach 26 Stunden kommt die Ablösung wie eine Erlösung. Das englische Feuer heßt die müden Gestalten vor sich her. Endlich sind wir aus dem Feuerbereich. Lastautos bringen uns in unser Ruhequartier. Dann geht es mit der Eisenbahn in ein Dorf weiter rückwärts. Hier ist es herrlich. Fast jeder Mann hat sein Bett. Die Uniformen hängen ihnen wie Fehzen vom Leibe, sie haben aber schon ihren Humor wieder, da wird das Fett auch bald wieder kommen.

Flandern, 20. 9. 1917.

Ich muß gleich noch mal ins Gefecht. Nun mag kommen, was da will. Von den letzten Tagen kann ich sagen:

In wieviel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über mir Flügel gebreitet.

Flandern, 12. 12. 1917.

Vorne liegen wir in kleinen schlammigen Fuchslöchern, etwa 80 m vom Feinde. Das hat das Gute, daß man kein Artilleriefeuer mehr bekommt. Die englische Infanterie, die übrigens noch dreckiger liegt wie wir, verhält sich untätig. So ist alles ohne Verlust zugegangen. Nur gefroren haben wir schändlich. Ich hatte doppeltes Unterzeug und doppelte Strümpfe an, aber was hilft das alles, wenn man bis zum Bauch durch den Schlamm muß. Dazu kann man sich bei Tage nicht bewegen und muß mit angezogenen Knien in seinem Loch sitzen wie Diogenes in seiner Tonne, nur daß dem noch die Sonne schien.

11. 4. 1918.

Am 21. März Befehl der Obersten Heeresleitung: der Angriff beginnt 9⁴⁰ Uhr vormittags. Wir waren zweite Welle. Tausende von Geschützen läuteten den Angriff ein. Über die ersten Gräben fast ohne Verluste. Dann Angriff bei Tag und Nacht. Mit Ruhm kämpften englische Flieger und einzelne Maschinengewehrnester, sonst mäßiger Widerstand. — Am ersten Tage hatte ich selten das Gefühl der Gefahr. Da ich vornweg war, sah ich auch nicht, was hinter mir fiel. Einmal schoß ein Engländer mir eine Gewehrgranate fast ins Gesicht. Ein anderes Mal wollte ich zu einem Schützen in ein Granatloch springen, im selben Augenblick

wurde der Mann durch die Brust geschossen. Die Kugel muß mir zwischen den Beinen durchgegangen sein. Am zweiten Tage fiel neben mir ein Bizefeldweibel. Die Granate schlug etwa 1½ m vor mir aufs Pflaster, ich bekam nur einige Steine gegen den Körper. Abends bekam ich noch ein Sprengstück, das keine Kraft mehr hatte, flach aufs Herz. Ich taumelte die Straßenböschung herunter, sonst aber tat es mir nichts. Am 23. März schlug eine Granate hinter mir ein und tötete meine Ordonnanz hinter mir und noch einen Mann. Am 24. März nachts blieb ich beim Sturm auf Ervillers mit der Wickelgamasche im Drahtverhau hängen. Ich hatte das Gefühl: das ist das Ende. Ich kam zwar wieder los, lag dann aber in einem flachen Trichter so im Sperrfeuer, wie ich es selten gehabt habe. Während ich mich mit den Händen noch etwas einkruste, bekam ich ein Sprengstück durch den Rucksack. Da dachte ich: „Rufe mich an in der Not —“, das half mir. Nachher an der Straße Ervillers-Mory war es sehr ernst. Der Feind kam in die rechte Flanke und rannte in dichten Massen an. „Deutsche Schweine,“ riefen sie. Unsere Leute sind Helden. Wenn den Richtschützen am Maschinengewehr ein Kopfschuß hintenüber warf, trat ohne weiteres der Nächste ans Gewehr, bis er zu seinem Kameraden geworfen wurde. Andern Tags suchte der Engländer uns zu umzingeln. Wenn er heranging, wie unsere herangegangen waren, dann waren wir verloren. So hielten wir uns bis zur Dunkelheit, wo wir Ersatz bekamen. Dann ging es zurück über das alte Schlachtfeld. An einer Stelle lagen etwa 60 Tote fürs Massengrab zusammengetragen. Auf dem linken Flügel lag ein Offizier von etwa 30 Jahren. Obwohl der Anblick des Todes ja hier nichts neues ist, habe ich nie so ergriffen vor einer Leiche gestanden wie vor diesem Unbekannten. Der Mund war geschlossen, und der ganze Ausdruck des Gesichts schien zu sagen: „Ich ruhe aus von meiner Arbeit.“ Neben ihm lag ein 18—19jähriger Bizefeldweibel, den Mund halb geöffnet wie im Erstaunen über das Geheimnis des Todes.

Heinrich Zedelius

Kaufmann, Sohn des 1905 verstorbenen Ziegeleibesitzers Heinrich Zedelius zu Neuenburg, geboren am 11. April 1888 zu Alstede in der Gemeinde Neuenburg, Besuchte von 1901 bis 1905 das Realgymnasium zu Detmold, wo er die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erlangte. Im Alter von 22 Jahren gründete er ein Mehl- und Getreidegeschäft, war rastlos tätig und hatte sich bereits einen großen Kundenkreis erworben, als der Krieg ausbrach. Ende Oktober 1914 trat er bei der oldenburgischen Infanterie ein und rückte am 1. Februar 1915 mit dem Infanterie-Regiment Nr. 260 ins Feld nach Rußland, wo er die Bewegungskämpfe mitmachte. Beim Übergang über die Windau¹⁾ auf einer Schwimmpatrouille erkrankte er in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1915 und fand so zusammen mit etwa 30 Mann den Heldentod für das Vaterland. Die Kompanie bedauerte den Verlust eines so tüchtigen Unteroffiziers, der bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen sehr beliebt war und sich stets durch großen Mut und Tapferkeit vor dem Feinde auszeichnete.

Feldpostbriefe.

Altengrabow, 31. 1. 1915.

Meine liebe Mutter!

Ich habe mich sehr gefreut, Dich heute nochmal telephonisch gesprochen zu haben; denn heute rücken wir endgültig aus. Heute morgen habe ich mein Auto nach Magdeburg gebracht. Ich bin jetzt sehr gut auf dem Damm und freue mich, daß es endlich losgeht und ich meine Pflicht als Soldat erfüllen kann. Also nochmals ein herzliches Lebewohl und allen viele Grüße.

Dein treuer Sohn Heinz.

Rukowo bei Suwalki, 20. 2. 1915.

Heute ist es mir zum ersten Mal möglich gewesen, ein Lebenszeichen zu geben. Mir geht es vorzüglich, ich habe alles gut überstanden. Wir hatten die ganze Zeit große, anstrengende Märsche, haben aber jetzt die Russen gründlich geschlagen, heute ist der erste Ruhetag. Vor allen Dingen mache Dir meinetwegen keine Sorgen; denn die Sache sieht von weitem schlimmer aus, als es in Wirklichkeit ist. Bis jetzt habe ich in den 3 Wochen weder irgend etwas von Euch empfangen, noch sonst ein Zeichen zu Gesicht bekommen. Wir sind damals in Insterburg ausgeladen und von dort hin und her marschiert. Täglich größere

¹⁾ Heeresbericht 15. Juli 1915: In kleineren Gefechten an der Windau, abwärts Rurschan wurden 2 Offiziere, 425 Russen zu Gefangenen gemacht.

